

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 65 (1956)
Heft: 8

Artikel: Schon wieder Griechenland
Autor: Reinhard, Marguerite
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHON WIEDER GRIECHENLAND

Von Marguerite Reinhard



Ja, sie sind arm

Am 3. Oktober sind 51 unserer kleinen griechischen Gäste, die seit dem 2. Juni im Präventorium Beau-Soleil in Gstaad sowie in Heimen von Leysin und Morgins weilten, gesundet und gekräftigt in Flugzeugen der griechischen Luftwaffe nach Saloniki geflogen und von dort nach Kozani und in ihre Dörfer heimgekehrt. Zwei Kinder sind noch bei uns geblieben: Dimitrios hat sich noch ungenügend von seiner Tuberkulose erholt, und die junge Konstantia hat eine derart schwere Operation erlitten — ihre Lunge musste von einem wuchernden Bandwurm befreit werden —, dass ihr Zeit gelassen werden muss, sich richtig zu erholen, bevor sie den Entbehrungen in ihrem Dorfe wieder ausgesetzt werden darf.

Denn wie wir uns in der zweiten Septemberhälfte in den Städtchen und Dörfern der Präfektur Kozani mit eigenen Augen überzeugen konnten, gibt es dort überall der Entbehrungen genug, die selbst den Kräften der Gesunden zusetzen, jene der weniger Gesunden aber zu brechen drohen. Im ersten Augenblick wurden die zurückgekehrten, kräftig gewordenen, wohlgenährten und gut gekleideten Kinder von ihren Angehörigen nicht wiedererkannt; sie unterschieden sich allzu sehr von den meisten der andern Kinder. «Was, dieses gesunde, stark gewachsene Mädchen sollte ihre Fotini sein? Und jenes Elefteria? — Kaum zu glauben, dass dieser schöne Junge ihr Jordanis war und zu ihnen gehörte.» Dann aber begannen die Fragen: «Er-

kennst du noch deine alte Yaya, Trifon? — Dein neues Schwesterchen, Eftihia, hast du es schon geküsst?»

Für die Kinder ist jetzt das Eingewöhnen nicht ganz einfach. «Warum gibt es bei uns kein Frühstück? Warum?» — «In der Schweiz hatte ich ein eigenes Bett, für mich ganz allein, mit Leintüchern, Decken und Kissen.» — «Weshalb gibt es bei uns nur Trauben und Brot? Warum keine Milch? Ist das, weil wir arm sind? Sind wir sehr arm? Warum?»

Ja, sie sind arm. Viele dieser Dorfbewohner sind sogar bitter arm. Und da in so manchen Häuschen und Hütten des von Krieg und Bürgerkrieg mehrmals zerstörten Makedonien auch das Allernotwendigste fehlt, erscheint es angesichts der ausgedehnten Not und der geringen uns zur Verfügung stehenden Mittel fast ein hoffnungsloses Beginnen, überhaupt zu helfen.

Unsere Hilfe muss sich deshalb auf einen bestimmten Kreis beschränken: auf Kinder, deren Vater tot oder durch Krankheit oder Invalidität arbeitslos geworden oder der in eines der Nachbarländer verschleppt worden ist, kurz, auf Familien, denen der Ernährer fehlt und die sich deshalb in grosser Not befinden und für Krankheiten, besonders für die Tuberkulose, in vermehrter Masse anfällig sind.

So stammten denn auch die 53 Kinder, die zu uns gekommen waren, aus tuberkulosegefährdeten Familien; diese Kinder waren entweder schon leicht

tuberkulös oder von so geschwächter Gesundheit, dass sie in ihrer tuberkulösen Umgebung gefährdet waren. Was hätte es aber genützt, die Kinder aus den Dörfern zu uns zu holen, sie zu hegen und zu pflegen, um sie dann wieder in die gleichen schlechten Wohnverhältnisse zurückzuschicken?

Während die Kinder in der Schweiz weilten, hat unsere Delegierte, Liselotte Hilb, deshalb gemeinsam mit dem Gemeindearchitekten von Kozani, Elefterios Vellios, alle diese Häuser aufgesucht, die Wohnverhältnisse geprüft, in fast allen einen Ausbau und Reparaturen vorgeschlagen, das Baumaterial bestellt und die Arbeiten bei Handwerkern des betreffenden Ortes in Auftrag gegeben. Für die Kontrolle dieser Bauarbeiten, zwei Wochen vor der Rückkehr der Kinder, durften wir die beiden in die verschiedenen Städtchen und Dörfer begleiten, und so überschritten wir manche Schwelle, lernten viel Elend und Bedrängnis kennen, fühlten uns oft tief bedrückt, dann wieder reich beschenkt durch eine Gastfreundschaft, wie wir sie in ihrer Würde und Selbstverständlichkeit bei uns nur noch ganz selten finden.

Jede Ortschaft hat ihr eigenes Gesicht

Wir sind in vielen Ortschaften gewesen; keine gleicht der andern, jede besitzt ihren eigenen Charakter, ihre eigene Atmosphäre.

Pontokomi ist, nach einem heissen, regenlosen Sommer, das Dorf der öden, versandeten Weite, der grosszügigen Plätze und breiten Strassenpisten, ein Dorf ohne Zäune, ohne Hofmauern, das Dorf, in dem nur vereinzelte dürftige Bäume wachsen, von Einöde umgeben, das Dorf der neuen, zumeist noch unausgebauten Häuser aus Stein, ein Dorf also aus Sand und Stein.

Ganz anders das Dorf Levkopigi; vom Kriege nur wenig zerstört, hat es den Charakter des alten makedonischen Dorfes behalten mit seinen zwei-stöckigen, oft noch türkischen Häusern, mit seinen Lauben und ummauerten Höfen und mächtigen Hoftoren, die das Sinnbild patriarchalischen Familienzusammenhalts bedeuten. Hier sprudelt ein Bach durchs Dorf, die Gassen und Gässchen sind gepflastert, Bäume, von früheren Generationen gepflanzt, spenden Mensch und Tier Schatten, und auch die Gärten sind grün. Um den mächtigen Stamm einer uralten Platane steht als breiter Ring eine Bank, auf dem sich betagte Männer und Frauen dösend ausruhen, alle in der ehrlichen, handgewobenen, altüberlieferten Tracht.

Das Kulturland um Levkopigi ist ebenfalls grüner als anderswo, da zwischen dem falben Gelb der abgeernteten Tabak- und Weizenfelder Flecken von Kleeäckerchen wie Smaragde leuchten.

Skiti ist das Dorf der Steine; rostbraune Steine, so weit das Auge reicht. Rostbraune steinige Strassen, rostbraune steinige Felder, rostbraune Häuser und Mäuerchen. Alles aus Stein. Nur das Herz der Bewohner ist nicht von Stein; denn der Gemein-

sinn ist in diesem Dorfe besonders ausgebildet. Hat nicht das ganze Dorf geholfen, Marias Haus aufzubauen? Oder jenes des kranken Kostas?

In Metamorphosis dagegen wohnen unzugängliche Menschen, und das ganze Dorf, das verlassen an einem Berghang liegt, inmitten der weiten Einsamkeit der Hügel, wirkt abweisend und düster. Neben Servia sind wir dort den ärmsten Menschen begegnet.

Mit vornehmer Würde, mit heiterer Gelassenheit wurden wir in jenen Dörfern empfangen, in denen die Flüchtlinge aus Kleinasien wohnen. In den Elendsstuben wurden wir willkommen geheissen, als hätten wir ein reiches Haus betreten. Die Frauen brachen ein Zweiglein aus dem geweihten Basilikumstock und überreichten es uns, dass es uns Segen bringe, und ihr «Cherede» — Freude über dir — übertrug all die Wärme aufrichtigen Wünschens. Stets mussten wir uns eine kleine Gabe gefallen lassen: ein Glas Wasser, eine Nuss, eine Mandel, eine frisch gebrochene Traube. Untereinander sprechen diese Flüchtlinge das alte klassische Griechisch, das ihre Familien durch unzählige Generationen bewahrt und gepflegt haben.

Das Dorf Wathilakkos ist das Dorf der Witwen und Waisen; an einem einzigen Tag haben die Kommunisten 220 Männer — Väter und Söhne — erschossen; das waren fast alle Männer des kleinen Dorfes.

Noch schlimmer ist es dem Städtchen Servia ergangen. Es liegt, von Tobel und Runsen und Felsen umfasst, am Eingang eines nach Thessalien führenden Passes etwa 30 km von Kozani entfernt, im Vorfeld des Olymp, vor sich das breite Tal des jetzt, am Ende des heissen Sommers, fast ausgetrockneten Flusses Haliakmon, über den sich eine lange, neu erbaute Brücke spannt. Die alte Brücke ist dem Städtchen und seinen 3500 Einwohnern zum Verhängnis geworden. Während des Zweiten Weltkrieges haben die griechischen Truppen, um das Vorstossen der deutschen Truppen aufzuhalten, diese Brücke über den Haliakmon in die Luft gesprengt. Als Rache dafür äscherten die Deutschen das Städtchen Servia, das der Brücke am nächsten lag, gänzlich ein; von den 400 Häusern blieben nur drei noch einigermaßen bewohnbar: Servia war eine einzige Ruinenstätte. Welch eine entsetzliche Niederlage der Menschlichkeit und Vernunft! Die Frauen und Kinder hatten, von ihren Verstecken in den Hügeln aus, ihre Heimstätten brennen gesehen, sie hatten nichts, rein gar nichts daraus retten können, sie besaßen nur noch, was sie auf dem Leibe trugen, das Unglück war in seiner ganzen Wucht über sie hereingebrochen. Ohne Schutz, beraubt und rechtlos, standen sie vor der bitteren Dunkelgründigkeit des Daseins. Servia hat sich noch immer nicht erholt; es ist auch heute noch eine mit Schicksal beladene Stadt.

So hat auch jede andere Ortschaft — wir können sie nicht alle nennen — ihr eigenes Gesicht, von

der Landschaft und dem Schicksal seiner Bewohner geprägt. Allen gemeinsam aber ist der karge, steinige oder versteppte Boden, die hohe Zahl der Witwen und Waisen, die bittere Armut eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung, die überzarten, verbrauchten, verhärmten Mütter und die mageren, schlecht gekleideten Kinder, allen gemeinsam sind die ungesunden Wohnverhältnisse der meisten Bewohner, allen gemeinsam ist aber auch die anhaltende trostlose Arbeitslosigkeit und die viel zu niedrige Bezahlung des Handwerks und der Handarbeit.

Es ist deshalb unwichtig, in welche Ortschaften und in welche Häuser wir unsere Leser führen, ob in Häuser von Ardassa, von Kozani, von Klitos oder von Amigdala. Die Verhältnisse sind sich alle ähnlich. Für den Wiederaufbau des zerstörten Hauses hat die mittellose Familie aus Staatsgeldern einen bestimmten Beitrag erhalten, der indessen nur zum Rohbau, also zum Bau der Aussenwände und der Bedachung reichte. Es gab Familien, die nach und nach aus eigener Kraft — sei es, dass sie einen Ochsen gut verkaufen konnten, sei es, dass sie Glück mit einem Feldertrag hatten — das Haus auszubauen vermochten. Den meisten Familien reichte die eigene Kraft indessen nur zum Ausbau eines einzigen Raums, der übrige Teil des Hauses, der in der Regel noch den Ausbau eines zweiten Raumes und eines kleinen Vorrums gestattet hätte, blieb im Rohzustand.

Sehen wir uns einige unausgebaute Häuser an!

Anlässlich der Wahl der Häuser, die für unser zweites Häuserausbau-Programm vorgesehen sind, bot sich uns Gelegenheit zu sehen, wie sich das Wohnen in einem einzigen Raum in den meisten Fällen auswirkt. Denn nachdem wir die Häuser «unserer» Kinder in Auftrag gegeben hatten, zeigte sich, dass noch viele andere Familien sich in ähnlicher schlechter Lage befanden und ebenfalls in den Kreis jener gehörten, die wir in unsere Hilfe einzuschliessen vorgesehen hatten. Diese Häuser zu wählen, bildete einen Teil unserer Aufgabe. Um die Notwendigkeit unserer Hilfe einzusehen, bitten wir unsere Leser, uns in Gedanken in einige dieser noch nicht ausgebauten Häuser zu begleiten.

Sie fahren mit uns in einem offenen Ueberlandwagen, den uns die griechische Armee mit einem Chauffeur täglich zur Verfügung stellt. Halten Sie sich fest, damit Sie nicht herausgeschleudert werden; denn wir verlassen die einzige asphaltierte Hauptstrasse und fahren teils auf sandigen Pisten, teils auf einem Spurweg, teils über Stock und Stein, teils in ausgetrockneten Bachbetten, teils durch Tümpel und Wasserläufe. Seien Sie beruhigt, der Wagen passt sich jedem Gelände an, wir kommen überall gut durch.

Im Dorfe, das wir in einer Wolke von Staub erreichen, erregen wir grosses Aufsehen; denn Ueberlandwagen und Fremde sind hier so selten

wie Gold und Edelsteine. Hühner und magere schwarze Schweinchen stieben davon, Esel, Maultiere und kleine Pferde, nur Haut und Knochen, unterbrechen den Gang zum Brunnen, um uns still nachzusehen, ein Eselkind tut sich mitten auf unserer Bahn nieder, schaut uns aus dem unschuldigen Tierkindergesicht an, bis es von den Menschenkindern verjagt wird, die aus allen Gassen und Strassen auftauchen und gemeinsam mit dem aufgewirbelten Staub unsere Nachhut bilden.

Viele Kinder und einige alte Weiblein begleiten uns zum Hause der Sophia. Ihr Mann wurde 1944 von den Deutschen getötet. Die zarte junge Mutter hatte es sehr schwer, die fünf kleinen Kinder durchzubringen; heute ist sie innerlich ermattet. Mit schmal gewordenem Mund begegnet sie uns fragend mit dem Blicke. Es ist ein Stall, den sie mit den Kindern bewohnt, in den ein einziges kleines Zimmer eingebaut worden ist. Dieses Zimmer ist zu drei Vierteln mit der Tabakernte ausgefüllt, während die Familie im zügigen, dachlückigen, fensterlosen Stalle haust; dort umstreicht uns Modergeruch. Doch nicht nur in dieser Behausung finden wir den Tabak in der einzigen ausgebauten Stube. In jedem folgenden Haus, das wir betreten, in allen folgenden Häusern der andern Dörfer, die wir besichtigen, werden Sie dasselbe finden: die einzige Stube ausgefüllt mit Tabak. Dem Tabak gebührt der beste Platz. Ihm darf nichts geschehen. Er muss



trocken und gut aufbewahrt werden, bis die Händler kommen, um ihn einzuschätzen, seine Qualität zu bestimmen und ihn aufzukaufen. Er bedeutet ein wenig Bargeld und damit etwas Oel und Reis und Brot für den Winter, wenn er rechtzeitig verkauft werden kann. Er bedeutet Leben. Es gibt aber auch Jahre, wo die Qualität der Ernte schlecht ist und die Ballen im guten Zimmer liegen bleiben: Monat nach Monat, den ganzen Winter, den ganzen Frühling, bis in den Sommer hinein, und das bedeutet allemal für die Familie bitterste Not, Hunger, Kälte und Elend. So war es im letzten Jahr, wo anhaltender Regen die Tabakernte verdorben hatte. Zuletzt wurde sie zu niedrigem Preise von der Regierung übernommen, damit die Tabakpflanzler nicht verhungerten. Nein, da nützt alles Zureden nichts, alle Vorstellungen, die Kinder seien wichtiger als der Tabak, gleiten ab, als wären sie nicht gesprochen. Was könnte den Kindern verdorbener Tabak nützen?

Verstehen Sie jetzt, wie nützlich und notwendig unsere Hilfe ist, wenn wir — mit verhältnismässig wenig Geld — der Sophia und ihren Kindern den Stall so ausbauen, dass sie über ein zweites gutes, trockenes, abgedichtetes und gesundes Zimmer verfügen kann? Vielleicht wird sie sich nach und nach von ihren rheumatischen Leiden erholen können, wenn sie nicht mehr den harten Winter im zügigen Stall verbringen muss. Im andern Zimmer wird sie weiterhin den Tabak lagern können, dessen Ertrag für sie und die Kinder Leben bedeutet.

Vasiliki, dem tuberkulosegefährdeten Töchterchen der zweiten Familie, begegnen wir am Dorfbrunnen, wie es die zwei grossen Wasserkübel füllt und an jochartigem Gestänge auf den schmalen Schultern heimschleppt. Um ins Innere des Häuschens zu gelangen, müssen wir über einen Haufen leerer Maiskolben steigen, die hier an der Sonne trocknen; sie werden im Winter als Viehfutter verwendet. In der einzigen ausgebauten Stube liegt die ganze Maisernte angehäuft, die andere Hälfte des Raumes nimmt die Tabakernte ein. Vasilikis Vater ist tuberkulös. Die Eltern und die sechs Kinder hausen im schmalen, zügigen Hauseingang, der in Makedonien «saloni» genannt wird; der übrige, vom saloni durch keine Wand abgeschlossene Teil des Hauses ist, da noch nicht ausgebaut, unbewohnbar. Die Fensterlücken sind mit Lehmziegeln ausgefüllt, um den ärgsten Luftzug abzuhalten; damit können aber auch weder Sonne noch Licht eindringen.

Auch hier wird unsere Hilfe mit recht wenig Geld — das Handwerk ist ja so billig — die Wohnverhältnisse grundlegend verbessern können. Elefterios Vellios, der Gemeindecarchitekt von Kozani, schlägt vor, den saloni etwas zu vergrössern und ihn als Tabaklager vorzusehen, den restlichen Teil des Hauses aber zu einem zweiten Zimmer auszubauen, damit die Kinder nachts von den Eltern

getrennt schlafen können und die Uebertragungsgefahr der Tuberkulose vermindert wird.

Doch werden Sie nun sofort fragen: Ein tuberkulöser Vater inmitten seiner Familie? Weshalb wird er nicht in ein Sanatorium eingewiesen? Weshalb lässt man ihn als ständige Gefährdung in seiner Familie? So fragen Sie als Bürger eines Staates, der seit über hundert Jahren keinen Krieg erlitten, dessen Bevölkerung voll beschäftigt ist und dessen gut ausgebaute und gesetzlich geregelte Tuberkulosefürsorge auch den unbemittelten Tuberkulösen einer Sanatoriumspflege zuführt. Griechenland ist aber ein armes, ausgeblutetes, von vielen Kriegen zerstörtes Land. Es tut, was es zu tun vermag, doch stehen die Lasten in keinem Verhältnis zu den verfügbaren Mitteln. Heute ist es deshalb noch so, dass nicht alle mittellosen Tuberkulösen in Sanatorien untergebracht werden können. Wir werden in unserem Bericht noch auf dieses schwerwiegende Problem zurückkommen.

Im dritten Haus finden wir dieselben Verhältnisse: wiederum Tabak in der einzigen Stube, wiederum wohnt die ganze Familie, der kränkliche Vater, die entkräftete Mutter mit den zehn Kindern im engen saloni. Im unausgebauten Teil hängen die Bündel der Tabaksamen, hängen die glutroten Pfefferschoten wie Girlanden am Dachgebälk. Die Eltern und einige der Kinder befinden sich auf dem Feld, wir sprechen mit dem zwölfjährigen Dimitrios und unterbreiten ihm den Plan, das



saloni als Lager und ein zweites Zimmer als Schlafraum für die Kinder auszubauen. In Dimitrios' Augen liegt wachsame Abwehr, und wenn wir ihm Fragen stellen, weicht er mit der Antwort aus. Er mustert uns mit scheuem, schrägem Blick, wie wir ihm die Bestellung an den Vater auftragen, er möge am nächsten Samstag nach Kozani kommen, um den Ausbau zu besprechen und das Baumaterial abzuholen. «Entaxi?» — in Ordnung? — fragen wir, indem wir aus dem Hause treten. Da hält uns Dimitrios zurück, überwindet seine blasse Schüchternheit und stösst hervor: «Wir sind arm. Wir haben kein Geld. Womit sollen wir all das bezahlen? Wir leben in grosser Bedrängnis!»

So viel Kraft hat er verbraucht, um gegen den hohen Mann, gegen den Gemeindecarchitekten aus der Stadt, aufzustehen, er, der kleine, magere Junge, so viel Kraft hat er verbraucht, dass er nur ein schwaches Lächeln aufzubringen vermag, als wir ihm erklären, das ferne Land Elvetia bezahle den Bau, viele Menschen hätten durch eine Patenschaftsgabe dazu beigetragen, dass dem Vater etwas von der schweren Last von den kranken Schultern abgenommen werde. Wie in sich selbst erstarrt bleibt der Junge stehen und blickt uns lange nach.

Ausgebaute Häuser

Jetzt begleiten Sie uns noch in einige Häuser, die schon ausgebaut sind; es sind dies alles Häuser, in die unsere Kinder, die in der Schweiz Erholung gefunden haben, zurückkehren.

Da ist Sophias Haus. Wir finden den Grossvater vor dem Hause, er sitzt inmitten eines Haufens Maisstroh auf niederem Schemel und wird von einem würgenden Husten geschüttelt. Dazwischen ächzt und stöhnt er, und es klingt, als weine er. Neben ihm kauert, ebenfalls auf einem Schemel, seine alte Schwester, stumpf in sich hineindämmend: ein Sinnbild der Hinfalligkeit des Lebens. Die beiden Alten sind schwer tuberkulös.

Der Greis müht sich empor, strafft den schmerzenden Rücken und tritt uns, den scharfgeprägten Kopf leicht geneigt, mit edlem Anstand entgegen. Er ist, auch in Krankheit, Elend und Not, immer noch der Grossgrundbesitzer geblieben, der er einmal, vor vielen schweren Jahren, irgendwo in Kleinasien war. Wie manch anderer hofft auch er, obwohl schon an der Schwelle des Todes stehend, wieder dorthin in «seine Heimat» zurückkehren zu können. Erleben wir hier nicht die Fortsetzung des Romans «Aeolische Erde» von Ilias Venesis? Ein solcher Grossvater steht vor uns, aufrecht, eine «königliche Eiche, umkränzt von Haaren, die die Zeit gebleicht hat», er steht aufrecht vor uns; denn er ist, obgleich siech und alt geworden, immer noch das Oberhaupt seiner Familie geblieben. Und gerade deshalb, weil er sich immer noch als das Oberhaupt der Familie fühlt, war es vor einigen Wochen so schwierig, ihn von der Notwendigkeit zu überzeugen, dass er und seine greise

Schwester das enge einzimmrige Haus verlassen müssen, der vielen Enkel wegen, die sie gefährden, dass, anschliessend an das Haus, ein neues Zimmer gebaut werden müsse für ihn und die altgewordene Gespielin seiner Kinderjahre. Lange hat er sich gegen diesen Gedanken gewehrt. Als er ihn aber durch- und durchgedacht hatte, ging ihm der Bau plötzlich zu langsam vorwärts. Er hatte sich und die Schwester als Gefahr für die Kleinen, die sein Blut in sich tragen und sein Geschlecht fortsetzen, erkannt, und so richtete er sich eines Tages notdürftig im Stalle ein und gebot seiner Schwester, ihm dahin zu folgen. Nun haben sich die beiden im neuen Zimmer eingelebt, an der Wand hängt eine Karte Kleinasiens — Sie werden eine solche in allen Flüchtlingshäusern finden —; denn ihr «patrides», ihr Vaterland ist Kleinasien geblieben.

Elenis Mutter sieht uns kommen, sie bindet schnell das weisse Kopftuch um, mit dessen einem Zipfel sie noch, bevor sie ihn um den Hals windet, rasch die Nase putzt. Dann tritt sie uns strahlend entgegen und zeigt uns das peinlich saubere Haus. Elenis Vater verschwand während des Bürgerkrieges und gilt als verschollen. Die Familie hatte grosse Mühe, sich seither durchzubringen.

Bis vor kurzem bewohnte sie ein einziges, sehr schlecht ausgebautes Zimmer. Die Decke hing tief ins Zimmer und hätte jederzeit einstürzen können. Dazu lag noch in einer Ecke Maisstroh, einen Teil füllte der Tabak aus. Man sei in diesem Raume fast erstickt. Türe und Fenster schlossen schlecht, so dass der Raum im Winter nicht zu erwärmen war, und Mutter und Kinder froren. Da der Dachfirst an diesem Hause besonders hoch lag, haben wir nicht nur den untern Raum ausgebessert, sondern auch einen zweiten guten Raum über dem ersten und eine dazu führende Treppe gebaut, in dem nun Mutter und Kinder wohnen. Der untere Raum dient heute als trockenes, gutes Lager für Tabak und Feldfrüchte.

In manch ein solches Haus könnten wir Sie führen, in solche, die wir schon ausgebaut haben, oder in solche, die für das zweite Ausbauprogramm vorgesehen sind. Beim Durchschreiten der Dörfer würden Sie aber da und dort am Aermel gezupft: «Sehen Sie sich auch unser Haus an!» und Sie würden in ein bittendes, verhärmtes, bleichlippiges und schmales Gesicht blicken, Sie würden bemerken, dass auch diese Frau die schwarze Witwentracht trägt, Sie würden ihr folgen, das Elend ihrer Behausung sehen und erkennen, dass auch noch ein drittes, dann ein viertes und fünftes Programm notwendig wäre, um auch nur die dringendste Not abzuwenden.

Gebt uns lieber Brot!

Doch da und dort kam es vor, dass uns eine schmalgesichtige Frau auf unseren Vorschlag, ein zweites Zimmer auszubauen, mit gesenkter

Stirn entgegnete: «Im zügigen, eiskalten saloni den ganzen Winter zu hausen, ist schlimm. Da habt ihr recht. Noch schlimmer aber ist der Hunger. Oeffnet meine Truhe! Sie ist leer. Ich habe zehn Kinder. Lasst das Haus, wie es ist. Gebt uns lieber Brot!» In einem zweiten, in einem dritten Haus hob eine entkräftete, von Entbehrung gezeichnete Frau den Deckel der Truhe. Leer, leer, nichts darin. Im vierten Haus folgte uns ein kleines Mädchen; selber schmal mit blutarmem Gesichtchen, schleppte es im Arm ein Geschwisterchen, dessen Kopf kraftlos hin und her baumelte. Einmal verschob sich das Tuch, das seine Glieder deckte; der Anblick griff uns hart ans Herz: ein Hungerkind, die Beinchen Haut und Knochen, die kleinen Lenden erschütternd schmal; es war ein Knabe. Wir hätten schreien, wir hätten fassungslos weinen mögen. Mit schmerzhaft zerpeitschtem Fühlen traten wir zurück in die sonnenbeschienenen Gassen, um auch im fünften Haus dem Hunger zu begegnen, der immer unüberhörbarer, immer eindringlicher die Stimme erhob. Uns sind die übergrossen Augen der hungernden Kinder während des letzten Krieges noch gegenwärtig. Solchen Augen sind wir in Servia, solchen Augen, die sich ansaugen, die nicht mehr loslassen, die schreien, lautlos schreien, die verfolgen, solchen Augen sind wir auch da und dort, allerdings viel seltener, in den Dörfern begegnet. Ein grosses Verlangen, alle diese Hände füllen zu können, diesen Augen den Hungerblick zu nehmen, bemächtigte sich unser. Aber auch ein Gefühl der Ohnmacht einer so grossen und allgemeinen Not gegenüber.

In sieben Familien — es waren die allerärmsten — haben wir nebst den Patenschaftspaketen doch noch zusätzliche Hilfe, die dringend benötigte Lebensmittelhilfe, bringen können. Vor kurzem hat eine Frau in Lugano ein Jubiläum gefeiert und sich selbst als schönste Gabe eine Freude ganz besonderer Art beschert. Sie stellte uns 350 Franken zur Verfügung, um damit sieben besonders bedürftigen griechischen Kindern das zu kaufen, dessen sie am dringendsten bedurften. Der Betrag ergab 2450 Drachmen, 350 Drachmen für jede Familie. Bedenken wir, dass eine Handschuhnäherin, auch wenn sie angestrengt arbeitet, nur einen Wochenlohn von 10 Drachmen erzielt, können wir ermes- sen, was den mit dem Geschenk bedachten Familien ein solcher Betrag bedeutete. Diese Familien vermochten das Wunder kaum zu fassen, dass eine Frau im fernen Land Elvetia ihre Sorgen geteilt und für die nächste Zeit abgenommen hatte. Darum befragt, wünschten sie zu gleichen Teilen Oel, Reis, Zucker und Teigwaren. Dieser Wunsch gibt uns einen Fingerzeig, womit wir dank unsern Paten- schaften auch jenen Familien, die Hunger leiden, über den in Nordgriechenland so schweren Winter helfen könnten. Allerdings haben wir einigen der bedürftigsten Familien eine Ziege geschenkt; zurzeit aber sind alle diese Ziegen trächtig und geben keine Milch.

Die Patenschaften sollten vertausendfacht werden

Patenschaften für Lebensmittel! Patenschaften für Oel, Reis, Zucker und Teigwaren!

Bis jetzt hatten wir die Patenschaftspakete auf Wäsche und Kleider beschränkt. Diese Pakete waren überall mit Jubel entgegengenommen worden; sie waren so gut und zweckmässig zusammengestellt, dass es für uns eine wahre Freude bedeutete, sie den Kindern übergeben zu dürfen: Sportschuhe, die Nässe und Schnee trotzen würden, ein gefütterter Mantel, Wollstoff für ein Paar Bubenhosen oder Mädchenjupe, Strickwolle, Flanellette für Unterwäsche, Kölsch. Welch magere, im Wachstum zurückgebliebene, dürftige Kinder fanden sich jeweils an der Verteilungsstelle ein, begleitet von ihren Müttern! Sie schlüpfen in den Mantel, schlugen die Kapuze hoch, wollten ihn nicht mehr ausziehen, obwohl draussen die Sonne schien, stiessen den nackten Fuss in den Schuh, während der Mutter abgearbeitete Hand das Leder betastete. «Orea, orea — schön, schön!» murmelten sie, und die Kinder malten Buchstaben nach Buchstaben ihres Namens auf die Empfangsliste, ernsthaft, voll Eifer, als sässen sie im Examen. Dann aber trugen sie das Paket mit langen, freudigen Sprüngen heim.

Kein Kind aber stand so erwartungsbleich da und zeigte, als endlich die Reihe an ihm war und es auspacken durfte, eine solch ungezügelter Seligkeit wie Charalambos in Servia, der kleine, geistig Schwache. Er schrie und hüpfte vor überströmender Freude, und als sich die Heftigkeit seiner Gefühle erschöpft hatte, sass er ein Weilchen still auf seinem Paket, bevor er sich bereit fand, mit seinen ebenfalls beschenkten Geschwistern heimzustoßeln.

Wohin wir auch kamen, überall mischte sich in die Scheu der Kinder freudige Erwartung, die nirgends enttäuscht wurde. Schade, dass die Paten, die durch ihre monatliche Gabe von zehn Franken solch grossen Segen in die fernen Familien Nordgriechenlands gebracht, die kindliche Seligkeit nicht miterleben durften; sie wären hundertfach belohnt worden.

Doch auch da reichte das Geld nur knapp, um die Allerärmsten der Armen zu beschenken; viele mussten übersehen werden, was von den nicht Bedachten der kleinen Städte, besonders jener von Kozani und Servia, nicht verstanden wurde. Anschwellendes Gemurmel vor den Abgabestellen kündete uns jeweils an, dass sich auch die übrigen vom Schicksal so wenig Begünstigten, die aber nicht in die Kategorie der von uns Berücksichtigten fielen, angesammelt hatten; und es war jeweils für uns sehr schwer, ihnen die Gründe unseres Vorgehens zu erklären, denn ihr eigenes Elend verdunkelte ihre Einsicht. Sie überschütteten uns mit Vorwürfen, indem sie sich in lebhaften Ausdrücken auf die eigene Not beriefen. Diese oft heftigen Aus-

brüche erfüllten uns mit Trauer. Niedergeschlagen mussten wir erkennen, dass alle diese Worte der bittersten Not entsprangen. Verhundertfacht, vertausendfacht sollten die Patenschaften werden, damit geholfen, wirksam geholfen werden könnte!

Das Präventorium Mikrokaastro

Wir werden aber unsere Hilfe auf den Kampf gegen die Tuberkulose beschränken müssen; auch so bleiben noch der Aufgaben genug.

Mit diesem Ziel haben deshalb Delegierte des Schweizerischen Roten Kreuzes am 29. September die Landwirtschaftsschule Mikrokaastro besichtigt und sich davon überzeugt, dass das vom Erzbischof von Siatista in grosszügiger Weise auf unbestimmte Zeit zur Verfügung gestellte Gebäude für den Betrieb eines Präventoriums für die Präfekturen Florina, Kastoria und Kozani ausgezeichnet geeignet ist. Das Gebäude Mikrokaastro liegt am südwestlichen Hang eines kieferbestandenen Hügels, von den kalten Winden geschützt, mit unbeschreiblich schöner Fernsicht auf die Hügel und das fruchtbare Flusstal des Aliakmon, nicht allzu weit entfernt vom erzbischöflichen Sitz in Siatista sowie von der Strasse, die Kozani mit Kastoria und weiter mit Florina verbindet.

Das gut gebaute Haus mit seiner langen und breiten Terrasse und den hellen Schlafräumen, mit dem grossen Essraum und den reichlich bemessenen Zimmern für das Personal, ferner mit dem grossen Umschwung, scheint wie für ein Kinderpräventorium gebaut zu sein. Es sind nur noch einige verhältnismässig geringfügige bauliche Veränderungen vorzunehmen, die in den nächsten Wochen mit Hilfe unserer Aerztin, Fräulein Dr. Siegrist, und dem Gemeindecarchitekten von Kozani, Elefterios Vellios, durchgeführt werden sollen. Das Schweizerische Rote Kreuz hofft, dass das Haus anfangs Dezember, spätestens aber anfangs Januar 1957 mit Kindern belegt und in Betrieb genommen werden kann.

Das Schweizerische Rote Kreuz wird während einer Zeitspanne von zweieinhalb Jahren die für den Betrieb des Präventoriums erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellen, wovon ihm ein Teil vom Bundesrat über die Europahilfe zugewiesen worden ist, einen Teil wird es aus Patenschaftsgeldern beifügen. Schon heute aber soll eine vorwiegend griechische Institution geschaffen werden, die als verantwortlicher Träger des Präventoriums amten soll. Diese Institution soll von einem Komitee gebildet werden, an dessen Spitze der Erzbischof von Siatista, der im ganzen Lande höchstes Vertrauen geniesst, stehen soll. In einer Sitzung im Hause des Erzbischofs, an der auch der Bürgermeister von Kozani, Vassilos Matakis, die Amts- und Schulärzte sowie der Gemeindecarchitekt und andere Persönlichkeiten teilnahmen, wurden die ganze Frage der Führung besprochen und einige Punkte festgelegt, die — einige Tage später — der

Ministerin des Gesundheits- und Wohlfahrtsministeriums, Frau Tsaldaris, vorgelegt werden konnten; denn das Präventorium Mikrokaastro untersteht gemäss der diesbezüglichen gesetzlichen Bestimmung der Aufsicht des Staates. Die liebenswürdige, tüchtige Ministerin beurteilte das Projekt sehr wohlwollend und sagte ihre volle Unterstützung zu.

Unsere Aerztin, Fräulein Dr. Ruth Siegrist, wird während zweier Monate bei der Einrichtung des Präventoriums beratend mitwirken und die erste Gruppe von Kindern, die Aufnahme finden soll, auswählen. Sie wird ferner Richtlinien für die spätere Auswahl der Kinder und den Betrieb des Präventoriums ausarbeiten und dem neugeschaffenen, für den Betrieb verantwortlichen Komitee, an dem auch der Schweizer Gesandte in Athen, Minister Feer, als Vertreter unseres Landes teilnehmen sollte, zur Genehmigung unterbreiten.

Umgebungsuntersuchungen auf Tuberkulose sind sehr notwendig

Die Tatsache, dass die durch einen Aufenthalt in einem Präventorium gesunden Kinder wieder in eine Umgebung zurückkehren müssen, in der tuberkulöse Erwachsene in enger Gemeinschaft mit ihnen zusammenhausen, ist unbefriedigend. Es genügt nicht, die Wohnverhältnisse für diese Kinder zu verbessern, sondern man müsste, sollen die Kinder gesund bleiben, dort, wo man in der Umgebung der Kinder von Tuberkulosekranken weiss oder solche vermutet, ernsthafte und genaue Umgebungsuntersuchungen vornehmen und die Kranken mit einer aktiven Tuberkulose sofort einer Sanatoriumsbehandlung zuführen, also für deren Entfernung aus der Umgebung der Kinder besorgt sein.

Unser Präsident, Prof. von Albertini, hat deshalb Fräulein Dr. Siegrist beauftragt, ein Projekt auszuarbeiten, das eine solche Umgebungsuntersuchung, vorläufig nur im Zusammenhang mit den Kindern, die wir im Präventorium Mikrokaastro aufnehmen, mit allen finanziellen Konsequenzen vorsieht. Dazu würde es eines stabilen oder fahrbaren Durchleuchtungsapparates mit qualifiziertem Personal bedürfen. Es müssten auch Mittel bereitgestellt werden, damit die Familienangehörigen unserer Kinder, die an aktiver Tuberkulose leiden, auch wirklich einer Sanatoriumsbehandlung zugeführt werden könnten. Nur so wäre unserer Bekämpfung der Tuberkulose ein voller Erfolg beschieden. Nur so könnten wir unsere Kinder nach der Gesundung mit gutem Gewissen wieder heim schicken. Ein Teil des vom Bundesrat für eine Hilfe an Griechenland vorgesehenen nächstjährigen Betrages, der dem Schweizerischen Roten Kreuze wiederum über die Europahilfe zur Verfügung stehen wird, könnte für die Ausführung eines solchen Projektes in Aussicht genommen werden.

Mögen sich aber auch für die Hilfe durch Patenschaften die Mittel in noch reichlicher Masse finden!